



Wolf und Schaf.

Von Ludwig Nagy.

Die Wölfe zettelten am Waldesjaum. Sie wurden von Durst gequält; sie stuchten und schimpften auch über irgend ein Verbrechergesindel, als der eine den flinken Bach erblickte. Sie stürzten zu dem Bach, beugten sich über ihn und begannen gierig zu trinken. Die einen schöpften mit kleinen Blechgefäßen, die anderen mit der Hand das klare Wasser. Plötzlich warf der eine Wolf den Kopf zurück, seine Augen traten aus den Höhlen, seine Näseln weiteten sich rund, wie das geschieht, wenn ein Wolf ein Schaf wittert; nicht weit von dem braunen Rudel trank ein frommes Schaf aus dem Bach. Der Wolf, der das Schaf erblickt hat, machte auf dieses seine Gefährten aufmerksam und erstattete auch sofort dem Oberwolf Bericht. Alle richteten sich gerade auf, wandten den Blick dem Schaf zu, und ihre Frägen glänzten. Der eine der Wölfe rief:

„He!“

Wie das Pfeifen eines Speeres sauste seine Stimme vorbei an dem Ohr des Schafes. Das armfelige Schaf fuhr zusammen. Wohl verstand es das Wort, rührte sich aber nicht, tat so, als hätte es das Wort nicht gehört oder zumindest nicht auf sich bezogen. Allerdings fiel es ihm nicht schwer, reglos zu verharren, hatte doch der jähe Schreck es erstarren lassen.

„He!“ gellte abermals die schrille Stimme.

„He, Du Dudmäuser!“

Das Schaf richtete sich jetzt mit mechanischem Gehorsam, wie es sich dies im Laufe seines Lebens angeeignet hatte, gerade auf und blickte in die Richtung der Wölfe.

„Bring Dein Fell näher!“

„Zu mir!“

Das Schaf hatte keine rechte Lust, sich vom Fleck zu rühren. Wahrscheinlich, es wäre für das Schaf besser gewesen, im Wasser des Baches zu versinken und nie mehr aufzutauhen. Es war ihm schwer ums Herz.

Nun sprach der Oberwolf zu ihm, leutselig, beinahe freundschaftlich:

„Na, kommen S' doch her!“

Das Schaf setzte sich in Bewegung, eine leise Hoffnung im Herzen, hatte doch die Stimme beinahe wohlwollend geklungen. Es setzte sich in Bewegung und näherte sich langsam den Wölfen. Die Wölfe schluckten ihren Speichel und ihre Augen funkelten.

Als das Schaf folgsam und manierlich vor dem Oberwolf stehen blieb, fragte dieser lächelnd:

„Warum trüben Sie das Wasser, während wir trinken?“

Das drohende Unheil vergessend, antwortete das Schaf beinahe mutig:

„Ich trübe das Wasser? Das ist ja gar nicht möglich, da doch Sie oben stehen und ich unten.“

„Ach so! Superior stabat lupus. Sehr richtig.“

Und der Oberwolf lachte auf. Sein Lachen wurde von einem heiser gröhenden Chor begleitet.

„Aber Sie haben uns voriges Jahr verleumdet.“

Das Schaf verteidigte sich eifrig.

„Gott bewahre! Wie hätte ich Sie verleumden können, da Sie doch voriges Jahr noch gar nicht da waren.“

Der Oberwolf lachte abermals, schallend, unbarmherzig.

„Stimmt. Voriges Jahr waren wir tatsächlich noch irgendwo beim Rudel. Aber . . . hol's der Teufel! Hast Du uns nicht voriges Jahr verleumdet, so hast Du es heuer getan. Deu—er. Und warst Du es nicht, so war's Dein Vater. Oder Deine Mutter, oder Dein Bruder, oder irgendwer von Deiner Sippschaft. Du, oder ihr, Deine Spießgesellen, es kommt auf dasselbe heraus.“

Das Gesicht des Oberwolfs wurde nunmehr blaß, seine Augen funkelten, seine helle, natürliche Stimme überschlug sich. Das Schaf, das schon so viele Geschichten über diese braunen Tiere gehört hatte, hätte am liebsten aufgeschrien, sich auf die Knie geworfen und schluchzend und wehlagend zu flehen begonnen. Aber es verharrte reglos und stumm. Die Wölfe rückten näher, schlossen es in einem engen Kreis ein, mancher rüffelte auf unter den Weisheiten seine Begierden, ihre Muskeln zuckten, der eine stieß die Zähne, und durch Mund und Nase aller schlug gründlicher, nach Schwefel riechender Atem.

Das Schaf schwieg erstarrt. Der eine Wolf brüllte es an:

„Bist Du stumm geworden? Wir werden Dir schon die Zunge lösen!“

„Wir werden Dir schon die Zunge lösen!“ trommelte es gegen das Gehirn des Schafes, und seine Tränen begannen zu fließen und rannen ihm strömend über die Wangen. Mit vom Weinen erstarrter Stimme meckerte es:

„Ich habe gar keinen Ba—a—ater. Bin ein Ba—ai—sentkind. Meine Mutter ist schon la—an—ge tot. Mein einziger Br—u—der ist im Kriege gefallen.“

„Gefallen,“ wiederholte einer der Wölfe mit höllischem Spott.

„Also: Du hast das Wasser nicht getrübt, hast keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, hast überhaupt nichts und niemand, hast nichts getan, bist unschuldig wie ein neugeborenes Lamm.“

„Jawohl, küß die Hände,“ meckerte das Schaf mit erwachender Hoffnung.

„Im. Also nicht. Du warst es nicht. Und auch sonst niemand von Euch. Du leugnest. Aber dann bin ja ich es, der — lügt!“

Das Schaf wurde bestürzt. Der eine Wolf schlug ihm jetzt mit aller Wucht ins Gesicht. Das linke Auge des Schafes schwoll sofort an. Der Wolf brüllte vor Entzünden.

„Also: der Hauptmann lügt?“

Ein neuer Faustschlag: das Auge plakt. Die Wölfe heulen im Chor.

„Er lügt nicht,“ leuchtete das Schaf.

„Er lügt nicht? Dann jagt er ja die Wahrheit!“ brüllte ein anderer Wolf und schlug dem Schaf auf den Kopf. Der Schädelknochen birft.

„Er sagt die Wahrheit.“

„Dann lügt doch Du!“

Schlag. Der Schädel birft.

„Lügst Du oder lügst Du nicht?“

Schlag. Die Haut plakt, der Knochen splittert.

„Ach lüge.“

„So—o? Du lügst, Hund? Wagst zu lügen?“

Stich. Blut.

„Du hast also gelogen, Hundsfott? Gelt, Du hast einen Vater?“

Hieb.

„Ach habe einen Vater.“

„Gelt, Du hast zwei Väter?“

Fußtritt.

„O weh, ich habe zwei Väter.“

Knochenbruch.

„Gelt, Du hast drei Väter?“

Brennen.

„O weh, ich habe drei Väter.“

Schlag.

„Gelt, Du hast so viele Väter, wie wir wollen?“

Soziale Revolution im alten Aegypten.

Würgen.
 O weh, oh weh, ich habe hundert Väter?"
 Schlag.
 „Gelt, Du hast gemordet?"
 „Ja, ich habe gemordet."
 Fußtritt.
 „Gelt, Du hast geplündert?"
 Viele, viele Schläge, Knochenbrüche.
 „Ja, ich habe geplündert."
 Etich.
 „Na, und Du hast doch auch verkleumdet?"
 Brennen.
 „Ja."
 Knochenbruch.
 „Und, nicht wahr, Du hast auch das Wasser getrübt, als wir trannten?"
 Niederfallende Schläge.
 „Ich habe es getrübt."
 Schläge, Fußtritte, Stiche, Brandwunden.
 Das Schaf liegt bereits reglos, atmet kaum noch. Die Wölfe heulen im Chor. Der Oberwolf sieht düster daneben. Er zündet sich eine Zigarette an, seine Hände sind weiß, seine Nägel glänzen. Und im Sonnenschein funkeln seine Lackstiefel. Die Wölfe umringen ihn und heulen vor ungeduldiger Erwartung. Er winkt.
 Die braune Meute schleppt das Schaf in den Wald.
 Der Wind rauscht. Es rauschen und stöhnen die Bäume und die starken Äste heben und senken sich unter ihren vielen, vielen schweren Lasten.

62. marschiert . . .

Ein Liedchen von Erich Kästner.*)

Ihr und die Dummheit zieht in Bierreichen
 In die Kasernen der Vergangenheit.
 Glaubt nicht, daß wir uns wundern, wenn ihr
 schreit,
 Denn was ihr denkt und tut, das ist zum
 Schreien.
 Ihr kommt daher und laßt die Seele locken.
 Die Seele lockt und die Vernunft erfriert.
 Ihr liebt das Leben erst, wenn ihr marschiert,
 weil dann gefangen wird und nicht gesprochen.
 Marschiert vor Prinzen, die erschüttert weinen:
 Ihr findet doch nur als Parade statt!
 Es heißt ja: Was man nicht im Kopfe hat,
 hat man gerechterweise in den Beinen.
 Ihr liebt den Haß und wollt die Welt dran
 messen.
 Ihr werft dem Tier im Menschen Futter hin,
 damit es wächst, das Tier tief in euch drin!
 Das Tier im Menschen soll den Menschen
 fressen.
 Ihr möchtet auf den Trümmern hüben bauen
 und Kirchen und Kasernen wie noch nie.
 Ihr seht euch heim zur alten Dynastie
 und möchtet Fideikommissbrot launen.
 Ihr wollt die Uhrenzeiger rückwärts drehen
 und glaubt, das ändere der Zeiten Lauf.
 Dreht an der Uhr! Die Zeit hält niemand auf!
 Nur eine Uhr wird nicht mehr richtig gehen.
 Wie ihrs euch träumt, wird Deutschland nicht
 erwachen.
 Denn ihr seid dumm, und seid nicht auserwählt.
 Die Zeit wird kommen, da man sich erzählt:
 Mit diesen Leuten war kein Staat zu machen.

* Die Schriften und Gedichte von Erich Kästner wurden auf den Index gesetzt und unter wildem Gejohle auf zahlreichen teutonischen Scheiterhaufen verbrannt. Gnade vor den Augen der neuen Machthaber fand nur die Kindergeschichte: „Emil und die Detektive“.

Wir schlagen ein beliebiges Lehrbuch der Geschichte auf, das an bürgerlichen Mittelschulen gebraucht wird, und lesen darin über Aegypten: „Die Bevölkerung, deren Haupttätigkeit im Ackerbau bestand, wurde schon früh durch Anlage von Deichen, Kanälen und Schleusen zu gemeinsamer Tätigkeit und zu einem geregelten Staatswesen gezwungen. Ein unumschränktes Königtum mußte von Jahr zu Jahr den durch Ueberschwemmungen des Nils jeweiligen veränderten Besitz neu aufteilen. Dazu war ein wohlorganisiertes Beamtentum nötig, das größtenteils auch priesterliche Tätigkeit ausübte. Die große Masse des Volkes bildeten hörige Bauern, die dem als göttliches Wesen verehrten Könige Frondienste leisteten. Die gesamte gesellschaftliche Schichtung Aegyptens trug den Stempel der staatlichen Gewalt. Bei den Aegyptern erschöpfte sich das Dasein des einzelnen ganz im Dienste des Staatslebens; es gab keine privaten Interessen.“

Wer diese Darstellung liest, gewinnt natürlich den Eindruck, daß die soziale Ordnung der alten Aegypter sich stets im Gleichgewicht befunden und die Erscheinung des Klassenkampfes nicht gekannt habe; denn der Klassenkampf ist bekanntlich erst durch die Marxisten erfunden worden!

Ziehen wir diese bürgerliche Darstellung jedoch im Zweifel, und vertiefen wir uns in ägyptische Quellentexte, so bekommen die sozialen Verhältnisse der alten Aegypter sofort einen wesentlich anderen Aspekt.

Maspéro und Pierschmann haben einen alt-ägyptischen Brief publiziert, worin ein Schreiber, das heißt ein Beamter, seinem Sohne, der offenbar vor der Berufswahl stand, die verschiedenen Berufe schildert. Es heißt darin:

„Ich sah einen Schmied bei seinen Arbeiten am Ofenloch. Seine Finger sind runzlig, wie Krokodilhaut; er stinkt ärger als Fischlaich. Hat etwa der Metallarbeiter mehr Ruhe, als der (hörige) Bauer? In der Nacht, wenn er meint, er sei frei, muß er noch arbeiten nach all den Leistungen seiner Arme am Tage; des Nachts noch arbeitet er bei Lampenlicht.“

Der Steinhauer bleibt hockend vom Sonnenaufgang an; deshalb sind seine Knie und sein Rückgrat gelähmt.

Der Barbier rasiert bis zur Nacht; nur wenn er sich zum Essen hinsetzt, stützt er sich auf seinen Ellbogen, um auszuruhen. Er geht von Haus zu Haus, um die Kunden zu suchen; er zerbricht sich die Arme, um seinen Bauch zu füllen, wie die Bienen, die das Erzeugnis ihrer Arbeit verzehren.

Der Schiffer fährt bis nach Atho hinunter, um seinen Lohn zu bekommen; hat er Arbeit auf Arbeit gehäuft, Gänse und Flamingos getötet, hat er sich halbtot gearbeitet, kaum kommt er zu seinem Garten, zu seiner Behausung, so muß er wieder fort.

Soll ich dir sagen, wie elend der Maurer dran ist? Er ist den Windstößen ausgesetzt, wenn er, unbekleidet, bis auf seinen Schurz, bauen muß, sich festhaltend an den Lotoskapitellen, um seine Aufgabe zu lösen. Seine beiden Arme verbrauchen sich bei der Arbeit, sein Essen ist mit Rot vermischt, er nagt an sich selbst, seine Finger dienen ihm als Brot, er wird schlaff und elend. Er erschöpft seine Kraft ganz und gar, muß unaufhörlich Steine schleppen, ein armer Teufel, der von Monat zu Monat auf dem Staube seines Gerüstes herumkriecht. Ist die

Arbeit fertig, und hat er sein Brot, so geht er nach Hause und prügelt seine Kinder halbtot.

Der Weber, im Innern des Hauses, ist elender dran als ein Weib; seine Knie stoßen an den Wagen, frische Luft genießt er nicht. Wenn er einen einzigen Tag hinter seiner vorgeschriebenen Arbeit zurückbleibt, wird er gebunden. Nur wenn er durch Schenker von Broten die Türhüter gewinnt, bekommt er das Tageslicht zu sehen.

Der Färber hat Finger, die wie saule Fische stinken; seine Augen fallen ihm vor Müdigkeit zu; aber seine Hand darf nicht rasten.

Der Schuhmacher ist sehr unglücklich; er ächzt ewig; seine Gesundheit ist die eines laichenden Fisches; er nagt am Leder, um sich zu sättigen.

Der Schreiberberuf dagegen ist wichtiger als alle übrigen Berufe. Wer von Kindheit an daraus Nutzen zu ziehen wußte, ist ein gelehrter Mann. Wer aber diesen Weg nicht einschlägt, bleibt im Elend. Bei den anderen Berufen verachtet einer den andern. Darum, wenn ich dich (zur Ausbildung) nach Chennu bringe, handle ich nur aus Liebe zu dir; denn, wenn du nur einen einzigen Tag in der Schule gelernt hast, so ist es für die Ewigkeit.“

Dieser Brief gibt ein vorzügliches Bild von den Lebensverhältnissen der ägyptischen Proletarier (niedrige soziale Stellung, geringe Löhne, lange Arbeitszeit!) und wirft zugleich ein interessantes Licht auf die Mentalität der ägyptischen Beamten-Bourgeoisie: der Vater will dem Söhnchen eine ebenso angenehme Existenz sichern, wie er sie selbst besitzt. Die Behauptung des obengitierten Lehrbuches, daß es in Aegypten „keine privaten Interessen“ gegeben habe, erweist sich als faschistisch-tendenziöser Bluff.

Haben nun die ägyptischen Arbeiter ihre Lage ertragen, ohne sich zur Wehr zu setzen? Blicke die Gesellschaftsordnung Aegyptens unter dem Zepher der göttlichen Pharaonen, unter der Herrschaft seiner Beamten und Priester starr und unveränderlich?

Keineswegs. Aegypten hat vielmehr eine gewaltige soziale Umwälzung erlebt, die an den Bolschewismus gemahnt. In Max Piepers vorzüglicher Darstellung der altägyptischen Literatur findet sich (Seite 23 f.) ein Quellentext, der dies bezeugt. Um 2500 vor Christi gab es in Aegypten solche politische und soziale Wirren, daß einmal „70 Könige zusammen nur 70 Tage regiert“ haben sollen. Auf diese Schreckenszeit beziehen sich wohl die „Mahnsprüche eines ägyptischen Weisen“, aus denen wir einige Sätze zitieren wollen. Der Verfasser stand offenbar auf der Seite der Gegenrevolution. Er klagt über „Mord, Raub und Plünderung.“

„Der Nil ist voller Blut.“

„Es ist doch so: Das Lachen ist zugrunde gegangen, und man lacht nicht mehr. Trauer ist es, die durch das Land zieht, vermischt mit Wehklagen.“

„Die Geringen besitzen jetzt Herrliches; wer sich sonst Sandalen machte, besitzt jetzt Schätze. Die Vornehmen sind voll Klagen, und die Geringen sind voll Freude. Gold, Silber und Lapislazuli, Silber und Malachit, Karneol und Bronze sind um den Hals der Sklavinnen gehängt. Die Sklavinnen haben Macht über ihren Mund (das heißt, sie können reden, was sie wollen), doch wenn ihre Herrinnen reden, ist das für die Dienerinnen schwer zu ertragen.“

Die Räte hungern und leiden Not. Das herrliche Gerichtshaus, seine Akten sind fort-

genommen. Die Amtszimmer sind geöffnet und ihrer Akten beraubt. Die Gesetze der Gerichtshalle sind in die Vorkhalle verlegt (das heißt, jedem preisgegeben), man trifft sie in den Straßen mit den Füßen.

Wer kein Joch Ochsen hatte, besitzt jetzt Herden, wer sich keine Flugtiere verschaffen konnte, besitzt jetzt ganze Viehherden.

Frauen, die früher ihr Gesicht im Wasser besahen, besitzen jetzt Spiegel. Damen müssen hungern, aber die Metzger sind gesättigt von dem, was sie gemacht. Wer Betten besaß, liegt jetzt auf dem Boden, wer sonst mit Schmutz an sich schlief, stopft jetzt Kissen."

Warnend erhebt der Verfasser seine Stimme zum Schutze der gefährdeten Monarchie:

"Seht doch, es kommt dazu, daß das Land des Königtums beraubt wird durch wenige sinnlose Leute."

Das Meer, die Mutter alles Lebens.

"Alles ist aus dem Wasser entstanden!" Dieser Ruf des Tales im zweiten Teil des "Faust", in dem Goethe sein geologisches Glaubensbekenntnis gegen die "Vulkanologen" verteidigte, ist in einem tieferen Sinne wahr, als der Dichter aus der damaligen Naturerkenntnis ahnen konnte. "Aus dem Wasser, und zwar aus dem Meere haben wir alles erhalten, rührt fast alles her, was wir berühren und benutzen; zurück zum Meer kehrt alles wieder."

Mit diesem Leitfaden begann der englische Naturforscher Dr. G. P. Bidder einen Vortrag, den er vor der Vereinigung für den Fortschritt der Wissenschaft hielt. Er ging aus von dem Wasserhaushalt der Erde und hob hervor, daß Dreiviertel der Erdoberfläche von Wasser bedeckt ist, das beständig in Gasform verdunstet und durch Niederschläge zurückkehrt. Nach den Schätzungen verlassen auf diese Weise etwa 9 Milliarden Tonnen Wasser täglich das Meer in der Form von Dampf und etwa ein Drittel davon kehrt als Regen alle 15.000 Jahre auf die Erde zurück. Wenn uns dieser Kreislauf als sehr langsam erscheint, so hängt das nach Dr. Bidder von unserer Zeitauffassung ab, während für das mit riesigen Zeiträumen rechnende Weltgeschehen dieser Kreislauf recht schnell ist. Alle die Kalkformationen, die die Erde bedecken, bestehen aus den Knochen längst dahingegangener Meerwesen, und auch sie kehren zu ihrem Urquell wieder zurück, wenn die Flüsse, die durch den Kalkboden strömen, Teilchen des Bodens mit sich fort zum Meere führen. Der Kalkschlamm von heute stellt die sterblichen Ueberreste von Seebewohnern dar, die lebten, lange bevor der Mensch die Erde betrat. Unsere Knochen haben den Kalk in sich, der einstmal als Skelett dieser Wesen diente, und dieser Kalk mag dazu helfen, Geschöpfe aufzubauen, die ebenso über uns hinausragen wie wir über den Affenmenschen von Java. Kalk ist ebenso lebensnotwendig wie die Luft, die wir atmen, denn das Herz kann ohne diesen Stoff nicht schlagen.

Ebenso führte Dr. Bidder aus, daß wir dem Meer den Sauerstoff verdanken, den wir einatmen, den Phosphorgehalt unserer Gehirne und all die anderen Lebens Elemente, die uns zu dem machen, was wir sind. Die Phosphate, die für Menschen, Pflanzen und Tiere gleich wichtig sind, kehren durch einen beständigen Regen von toten Körpern zum Meere zurück; bei der Zersetzung der Körper werden ihre Phosphate herausgezogen und durch schwere Stürme dem Wasser wiedergegeben, so daß sie dem winzigen Pflanzenleben zur Nahrung dienen, von dem alle Tiere direkt oder indirekt abhängig sind.

Der Vorrat der Erde an Phosphor ist zwar sehr groß, 2½ Pfund auf die Tonne Fels, aber der Abbau dieser tiefstehenden Phosphormassen ist meistens nicht möglich. Das Meer aber zerreibt die Knochen der toten Geschöpfe und befreit so die Phosphate, gerade so wie wir die tierischen Knochen pulverisieren, um sie als

Dünger zu verwenden. Wasser, Kalk, Nitrate, Phosphate, Sauerstoff — alle diese Dinge, die das Leben auf unserm Planeten ermöglichen, sind in einem beständigen Kreislauf, in beständiger Wandlung von pflanzlichen und tierischen Formen, und alle hängen von dem Wasser ab, aus dem sie entstanden sind.

Der Welt Lohn.

Einem indischen Märchen nach erzählt von H. W.

Ein Bauersmann, der sich in die Stadt begab, um zu kaufen und zu verkaufen, rastete bei einem Felsabhang. Da hörte er die klägliche Stimme einer Schlange, die ihn ansprach, er möge ihr doch den Stein wegwälzen, hinter dem sie gefangen sei. Es solle sein Schade nicht sein.

"Wie willst du mich denn belohnen?" fragte der Bauer. "Ich will dir jenen Dank gewähren, mit welchem auf der Welt Gütigen belohnt zu werden pflegen", antwortete die Gefangene.

"So mag's denn sein", rief der Mann und befreite die Schlange — kaum aber war sie im Freien, so drang sie auf ihn ein, und wollte ihn verschlingen.

"Wie das?", rief der Bauer entrüstet aus, "ist das der Dank, den du mir versprochen hast?"

Aber die Schlange sagte: "Eben so ist es: denn die Welt pflegt immer Gutes mit Bösem zu belohnen."

Da sprach der Bedrohte: "Mag sein — aber ich bin ein ungelehrter Mann: Laß uns einen Weisen auffuchen, der entscheide, ob du oder ich recht habe. Seinem Spruche wollen wir uns fügen."

Und so machten sie sich auf den Weg.

Bald kamen sie an den Eingang eines Waldes; da lag, abgemagert und halb verhungert, ein altes Roß.

"Wie kommt es?", fragte der Bauer, "daß du nicht im Stalle deines Herrn beglücklich das Gnadenbrot verzehren kannst? Warum ist dein Lebensabend so trostlos?"

"O, Freund", sagte das Roß, "ich errettete wohl hundertmal meinen Herrn durch meine Schnelligkeit aus den Gefahren der Schlacht — aber Undank ist der Welt Lohn!"

"Siehst du ein, daß ich recht habe?", rief die Schlange.

Aber der Bauer antwortete: "Ein Beweiser allein genügt nicht; immer und überall werden drei Erprobungen veranstaltet; so soll es auch in unserer Sache sein."

Sie gingen weiter und trafen einen lahmen Hund, der kläglich am staubigen Straßentrand lag und vor Elend sich nimmer weiter schleppen konnte. Und wieder fragte ihn der Bauer, warum er von seinem Herrn verlassen worden sei, und wieder ward ihm die Lehre, daß dieser wohl die Dienste des Hundes in langen Jahren angenommen habe, als er aber nicht mehr tauglich gewesen sei als Wächter und Jäger, sei er vor das Dorf hinausgestoßen worden — "denn Undank ist der Welt Lohn." Und wieder wollte die triumphierende Schlange den Mann anfallen, aber sie beherrschte sich auf seine Ermahnung, es sei noch die dritte Probe zu versuchen.

Jetzt aber näherte sich ein Panther, der ihr Gespräch belauscht hatte und zog den Bauern beiseite. "Sind deine Hennen zahlreich, und wieviel davon willst du mir geben, wenn ich dir, aus deinem gefährlichen Handel mit der Schlange helfe?", fragte er ihn mit listigem Augenzwinkern.

"O Herr!", rief der Bauer und neigte sich tief, "alle sollen dein sein, wenn du mich von

der Gefährlichen durch deinen Urteilspruch befreien willst!"

Nun wendete sich der Panther an die Schlange und hielt eine recht gelehrsame Rede: man müsse vor allem den Ort der Begebenheit aufsuchen, um alle näheren Umstände des geschlossenen Vertrages genau zu erforschen. Er schlug vor, zum Felsen zurückzukehren, und die Schlange willigte ein.

Als sie dort angelangt waren, besah der Panther lange das Felsenloch und schüttelte nachdenklich den Kopf. Dann wandte er sich an die Schlange.

"Ich kann diese ganze Geschichte nicht glauben", sagte er, "es scheint mir unmöglich, daß ein so großes Geschöpf wie du, in diesem kleinen Felsenspalte verborgen gewesen sei."

"Und doch hat es sich so verhalten", jagte die Schlange.

"Das kann ich nicht glauben, wenn ich es nicht sehe!" sagte der Panther. Die Schlange, gereizt und ärgerlich, froh rasch in das Loch und ringelte sich.

"Nun — siehst du es jetzt?", sagte sie zum Panther. "Genau so lag ich, als dieser Mann mich befreite."

"Nun wohl," sagte der Panther, und winkte dem Bauern, "ist es so gewesen, daß du also lagest, du mögest du auch fernerhin so liegen bleiben!"

Und bei diesen Worten wälzte der Bauer geschwind den Stein vor die Spalte — und die undankbare Schlange war gefangen. Der Bauer verneigte sich vor dem listigen Panther bis zur Erde und gelobte ihm bei allen dreißig Göttern, daß er ihm am nächsten Morgen seine sämtlichen Hennen als Lohn überlassen werde. Und der Panther sprang stolz ins Gebüsch.

Als der Bauer, durch sein Abenteuer verspätet, heimkam, da hatte er nichts Eiligeres zu tun, als seiner Frau das Ganze zu berichten. Aber als er dankbar der List des Panthers gedachte und sagte, sie solle am nächsten Morgen die Türe des Hühnerstalles offen lassen, damit der Panther seinen Lohn holen könne, da lam er schon an! Die Frau schalt und schimpfte über die Dummheit ihres Gatten.

"Wird dir später dann der Panther die Eier legen, du Schakal? Was geht dich mein Hausgeflügel an? Was bist du für ein jämmerlicher Tropf? Komm lieber und hilf mir eine Falle aufstellen für den Panther, wenn er morgen kommt!"

Der Mann vergaß wirklich den schuldigen Dank; sie bereiteten eine Falle, in der der arglos sich einstellende Panther auch wirklich geriet. Als er so hing, da fuhr ihm die Frau mit Feuerbränden ins Gesicht, und der Mann stach mit einem Speer nach ihm — und er mußte froh sein, daß es ihm, verbrannt und zerstoßen, noch gelang, das Weite zu gewinnen. Als er dann wochenlang krank darniederlag, da dachte er nach — und erkannte, daß Undank stets der Welt Lohn ist . .

Man soll nicht glauben . . .

Man soll nicht glauben, daß die Herrn so fest im Sattel sitzen, wie sie tun. Die Zeit rollt furchtbar schnell und gern, und gegen Zeit sind diese hohen Herrn auch nicht immun.

Die Zeit sagt an den Füßen der bequemen Sessel.

Die Zeit zertrübt die allerstärkste Fessel. Die Zeit macht Dampf in ihrem Kessel! Und wie sich die Herrn auch ängstlich bemühen und den Bigeys im Rundfunk spielen lassen — Die Zeit macht Inventur in allen Kassen! Die Zeit pfeift auf Beamtenmassen. Die welken schon, die heut noch rosig blühen . . .

Man soll nicht glauben, daß Zeit allein — Denn die Zeit ist verflucht abstrakt. Man selbst muß das Schwungrad der Zeiten sein

Im klaren, historischen Takt. Heut unter der Erde und morgen im Licht, heut noch maskiert, morgen frei das Gesicht!

Heut noch Gespenst und morgen schon Faust — Heut nur ein Wind, daß die Herren leicht jähern, morgen ein großes, dumpfes Gewitter: Morgen das Schwungrad, das einstampft und braust!!

Man soll nicht glauben, daß die Herren nicht wüßten, was morgen ist. Die Zeit wird sie aus den Winkeln zerren, die Zeit, die nicht vergißt!

Stefan Heym.

Bergarbeiter vor 4000 Jahren.

Durch Funde einer archäologischen Mission der amerikanischen Harvard-Universität in der Hochebene von Cerabit-El-Hadem auf der Sinai-Halbinsel sind Tafeln von Akhitan mit phönizischen Lettern, die aus dem Jahre 1300 v. Chr. stammen und bisher als die ersten bekannten Buchstabenzeichen gegolten haben, zutage gefördert worden.

Das Plateau von Cerabit liegt ungefähr 100 Kilometer von Suez entfernt in einer wasserlosen Ebene ohne jedes tierische und pflanzliche Leben. Ein semitischer Nomadenstamm entdeckte hier schon vor etwa 7000 Jahren Türkisendorkommen. Im Jahre 4500 v. Chr., unter der Regierung des Pharao Suseru, des letzten Forschers der dritten Dynastie, stießen die Ägypter auf die Bergwerke und begannen, sie auf eigene Rechnung auszubeuten, anstatt die Steine, wie bisher, von den Nomaden durch Tauschhandel zu erwerben. Sie setzten sich an dem wichtigsten Punkt dauernd fest und errichteten in einer bisher als semitisches Heiligtum der „Türkisengottheit“ dienenden Höhle einen Tempel der Totengöttin Hathor.

Sowohl die Tempelruine und die Ueberreste der Bergwerksanlagen bereits 1905 von dem Engländer Walter Petrie entdeckt worden waren, blieben die Inschriftensteine an Ort und Stelle, und die Versuche zu ihrer Entzifferung konnten nur auf Grund von Photographien erfolgen. Der intensiven Arbeit zahlreicher Ägyptologen und Semitologen ist erst neuerdings ihre Entzifferung gelungen, und eine Kontrolle der Ergebnisse wird in Zukunft um so leichter möglich sein, da die Steine inzwischen

von der Mission nach Kairo überführt worden sind. Es hat sich herausgestellt, daß sie entgegen der Theorie des deutschen Professors Grimme die Geschichte des Moses nicht erwähnen, der an einer ganz andern Stelle der Sinai-Halbinsel und noch dazu mehrere Jahrhunderte später erlebt hat. Statt dessen geben die hier vorgefundenen steinernen Dokumente ein anschauliches Bild aus dem Leben ägyptischer Bergarbeiter vor 4000 Jahren. Ihre Tätigkeit war danach nicht weniger beschwerlich als die ihrer modernen Berufsgenossen und war darüber hinaus noch vielseitig, denn sie waren genötigt, neben ihrer täglichen Berufsarbeit noch Kriegsdienste zu leisten, um die häufigen Angriffe heulustiger Nomadenstämme abzuwehren. Auf einem der größten Steine wird erzählt, wie eine aus neun Mann bestehende Gruppe ägyptischer Bergleute eine große Schar von Banditen in die Flucht getrieben und bei dieser Gelegenheit eine Menge frisch geförderter Türkisen gerettet hat, die dem ägyptischen Staatsschatz gehörten, da die Bergwerke auf dessen Rechnung betrieben wurden. Anlässlich dieses glücklichen Ereignisses hat die Bergwerksverwaltung ein großes Fest für alle in den Gruben beschäftigten Arbeiter gegeben. Andere Steine enthalten Gebete, und es wird erzählt, daß die Bergleute täglich in den Höhlentempel kamen, um Glück für ihre Arbeit zu erbitten und von der Göttin Hinweise auf die Lage neuer Gänge der kostbaren Steine zu erhalten.

Für die Anfertigung dieser steinernen Dokumente war in der Nähe der Gruben eine besondere Werkstatt eingerichtet, die nach dem Ergebnis jüngster Forschungen als die Wiege des semitischen Alphabets, des Vorläufers unseres Alphabets, anzusehen ist.

Wißt ihr schon? . . .

Eine seltene Pflanze kommt in Arabien vor. Sie führt den Namen Lachspflanze mit Recht. Ihre hellgelben Blumen entwickeln zwei bis drei Samenfrüchte, die getrocknet, zu Pulver zerrieben und dann wie Schnupftabak geschnupft werden. Wie das bekannte Riespulver Niesen hervorruft, so hat das Lachspulver eine Wirkung ähnlich der des Lachgases. Es kommt zu großen Heiterkeitsausbrüchen bei äußerst ausgelassener Stimmung; gewöhnlich führen diese „Lachorgien“ an ihrem Schluß zu tiefem Schlaf.

Interessant ist ein Ueberblick über die Verbreitung der verschiedenen Sprachen. Unsere Muttersprache wird von etwa 91 Millionen gesprochen und verstanden. Dem gegenüber steht Chinesisch mit seiner Verbreitung über 453 Millionen Menschen. Auch das Indische wird von 230 Millionen Menschen gesprochen. Im weiten Abstand folgt dann erst Englisch (163 Millionen), während das Spanisch ein geringeres Verbreitungsgebiet hat, als die deutsche Sprache, nämlich nur 80 Millionen. Italienisch ist auf etwa 50 Millionen beschränkt. Für die russische Sprache dagegen kommen 140 Millionen in Betracht.

Jede chinesische Pflanze hat an ihrem Bug ein Auge gemalt, das in die Tiefe hinabschauen soll

Künstliche Augen waren schon im alten Ägypten in Gebrauch; sie wurden damals aus Gold und Silber oder aus Kupfer und Eisenblein verfertigt.

Wenn die Chinesen einen Tempel reparieren, verbinden sie den im Tempel befindlichen Götterbildern die Augen, damit sie sich nicht

über den Anblick der Unordnung zu ärgern brauchen.

Die Mexicaner haben eine eigentümliche Vorliebe für absonderliche Strafnamen. In ihrer Hauptstadt gibt es neben einer Heiligen Geißstrafe eine Gottesliebestrage, eine Strafe des berühmten Indianers, eine Waldeulenstrafe, eine Verlorene Kindstrafe; dann gibt es eine Strafe, die den seltsamen Namen führt: Geh-wenn-du-kannst-Strafe. Eine Apotheke nennt sich „Himmelstor“ und ein Wirtshaus „Teufelskloster“.

Weiteres.

„Eine volle Stunde hat dich dein Bräutigam warten lassen? Das würde ich mir nicht gefallen lassen!“ — Lieber warte ich eine Stunde auf einen Bräutigam — als das ganze Leben auf einen Mann.“

In höchster Erregung springt der Angeklagte auf und ruft mit erhobenen Händen: „Gerechtigkeit fordere ich, Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“ — Klopft der Richter zur Ruhe: „Angeklagter, vergessen Sie nicht, daß Sie hier vor dem Richter stehen!“

Auf allen Rasenplätzen eines kleinen deutschen Kurortes stand ein Schild: „Betreten der Grünanlagen bei 50 Pfennig Strafe verboten.“ — „Das ist aber billig“, wunderte sich ein Gast. „Bei uns zu Hause kostet es 6 Mark.“ — „Ja“, seufzte der Wärtter, „damit haben wir's zuerst auch versucht. Aber dabei kam kein Pfennig in die Kasse . . .“

Als die Wirtin schon zum dritten Male wegen der überfälligen Miete kam, wurde es dem jungen Künstler zu bunt. „Sie sollten froh sein“, donnerte er, „einen Mann wie mich im Hause zu haben. In einigen Jahren werden die Leute, die hier vorbeiziehen, auf das Fenster dieses elenden Loches zeigen und ehrfürchtig wispern: „Hier hat der Maler Krappplad gewohnt!“ — „Das braucht doch nicht mal einige Jahre zu dauern“, sagte die Wirtin. — „Na also“, lächelte Krappplad geschmeichelt. — „ . . . denn wenn die Miete nicht bis heute nachmittag 5 Uhr bezahlt ist, fuhr sie fort, „können sie das schon morgen wispern!“

„Wer hat denn die Fensterscheibe bei euch zerbrochen?“ — „Das war Mutter, aber Vater hat schuld, er ist beiseite gesprungen.“

„O ja, uns geht's recht gut. Ich mache Witze, und meine Frau macht die Bilder dazu.“ — „Bei mir ist's gerade umgekehrt: ich male Bilder, und meine Frau macht Witze darüber.“

Baron Rucki steht sinnend vor der Eingangstür eines Restaurants. Schließlich bemerkt er ärgerlich: „Da soll sich einer auskennen! Bei der Tür steht auf der einen Seite'n „ziehen“ und auf der andern „stoßen“ . . .“

Der Hausdientler erklärt dem Baron Rucki, es sei dringend nötig, eine neue Hypothek aufzunehmen. Baron Rucki aber antwortet: „Wo es mir so schlecht geht, soll ich noch neue Sachen anschaffen? Benutzen Sie also, so lange es geht, noch die alte Hypothek.“